Die Balkanstaaten.

Ueberblick über ihre Bevölkerungselemente.

Die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel kann man nur verstehen lernen an der Hand der Völkerkunde, die uns einen Einblick in das Nationalitätengewimmel im Süden der Donau zeigt und uns eine so bunte Musterkarte entrollt, wie sie zum zweiten Male in Europa vielleicht nur noch im Kaukasus gefunden werden dürfte. Wir wollen versuchen, im folgenden einen Ueberblick über die Nationalitäten der Balkanhalbinsel zu geben, wobei wir uns auf die Arbeiten von Lejean, Kanitz und anderer stützen.

Schon in den ältesten Zeiten tummelten sich in den Gefilden der Balkanhalbinsel die verschiedensten Völkerschaften, die Philipp und Alexander von Mazedonien einst zu bezwingen suchten und für die Ergänzung ihrer Heere ausbeuteten. Dann herrschten hier die Römer. Als die Hunnen gegen Westen durchbrechend, die Völkerwanderung veranlaßten, wurden die Donauländer und zum Teil auch die Länder jenseits des Balkans fünf Jahrhunderte lang der wilde Tummelplatz einer großen Zahl von Völkern. Germanische, türkische, slavische Stämme lösten einander hier ab. Als Plünderer und Herrscher sind ihre Namen in die wechselnde Geschichte der Balkanhalbinsel geschrieben: Goten, Heruler, Gepiden, Avaren, Chazaren, Petschenegen, Bulgaren, Wallachen, Magyaren und die zahlreichen Stämme der Slaven. Zuletzt sind im 14. Jahrhundert die Osmanen gekommen, haben sich zu Herren des Landes gemacht und von hier vorstürmend halb Europa erschüttert.

Unter den sieben Hauptgruppen der Balkanvölker bilden die Türken nirgends die Grundbevölkerung eines größeren Raumes in ihrem Lande. Namentlich von Griechen und Bulgaren durchsetzt, sind sie meist inselartig und in den großen Städten angesessen. Zahlreiche Truppen folgten dem siegreichen Heere. Aus Asien herüber kam der Strom dieses zur mongolischen Rasse gehörenden Volkes, das in den fruchtbarsten Ebenen und an den strategisch wichtigsten Punkten der thrako-griechischen Halbinsel sich ansiedelte, überall die vorhandene slavische und griechische Bevölkerung verjegend und unterjochend. Gegenwärtig haben sie sich nicht nur aus Gebieten, die sie verloren haben, sondern auch aus Gebieten, wo sie noch Herren sind, zurückgezogen. Das türkische Gebiet in Europa zählt nicht mehr ganz sechs Millionen Einwohner. Einst stand das türkische Reich gewaltig und groß da. Die Bekenner der Propheten hatten Länder erobert, in denen das Christentum seit Jahrhunderten Wurzel gefaßt hatte. Den Osmanen war es vorbehalten, die lange Dauer des römischen Reiches zu beenden und die Sofienkirche, in der fast tausend Jahre lang Christus und die Heiligen verehrt worden waren, Allah und dem Propheten zu weihen. Zu eben der Zeit, da man in Konstanz über religiöse Sätze stritt, drangen die Osmanen siegreich in das Herz Europas vor. Damals gehorchten Länder von der afrikanischen Wüste bis zum kaspischen Meere und vom Indischen Ozean fast bis zum Atlantischen dem Padischah. Venedig und die deutschen Kaiser standen im Tributregister der Türkei. Doch kaum zwei Jahrhunderte später stellt dasselbe gewaltige Reich uns ein Bild der Zersetzung vor Augen. 1683 war es das letztemal, daß die Fahne des Propheten im Herzen Europas entfaltet wurde. Wohl bedurfte es noch einiger Zeit, ehe dem Halbmond sein ganzer Nimbus genommen war. Noch in den Anfang des 18. Jahrhunderts fallen die Siege des Prinzen Eugen über die Türkei, und aus jener Zeit stammt das Lied vom edlen Ritter. Ohnmächtig und schwach, kaum ein Schatten des ehemaligen Riesenreiches fristet die Türkei heute, langsam in sich selbst zerbröckelnd, ein mühseliges Dasein. Was den Charakter der Türken betrifft, so ist er gewiß besser als der mancher christlichen Nachbarvölker. Ueber diesen Vergleichen darf man aber nicht vergessen, wie entsittlichend die Jahrhunderte lange Knechtung auf die Unterworfenen gewirkt hat.

Was die Bulgaren betrifft, so sind sie nicht reine Slaven, sondern ein Mischvolk aus diesen und dem finnischen Volke der Bulgaren, das im siebenten Jahrhundert von der Wolga in die Türkei kam. Von diesen Finnen stammt der Name, von dem Slaven die Sprache des Volkes, das in neunten Jahrhundert durch Methodius zum Christentum bekehrt wurde und zeitweise ein großes Reich schuf, besonders unter Zar Simeon, das mit den Griechen in beständigem Kampfe lag. Die Zeiten des Glanzes südslavischer Reiche dauerten aber niemals lange, das großbulgarische sowie das großserbische gingen schnell zugrunde. Es waren meteorgleiche Erscheinungen, da diesen Völkern die staatenbildende Kraft fehlte. Kriegerische Helden, wie den Serbenfürsten Duschan, haben jene Länder gesehen. Stets waren Anläufe zu mächtigen Reichsbildungen vorhanden, aber weiter ist es niemals gekommen.

Die Bulgaren wohnten ziemlich geschlossen im heutigen Bulgarien und Ostrumelien, sowie in einem großen Teile Mazedoniens. Westlich greifen sie nach Serbien hinüber und im Süden sind sie mit Albanesen, Griechen und Türken vermischt. Die Griechen hielt man früher für die verbreitetste Nation der Halbinsel, weil man alle Bekenner der griechisch-orthodoxen Religion für Griechen hielt. Von dieser Ansicht ist man aber längst zurückgekommen. Das Königsreich Griechenland zählt etwa 2,200,000 Bewohner. Reine Griechen wohnen dann noch im südlichen Teile Mazedoniens und den Meeresküsten bis hinauf an die Mündung der Donau sowie auf den Inseln des Aegäischen Meeres und an den Küsten Kleinasiens. Die Gesamtzahl der Griechen dürfte 7 bis 8 Millionen betragen. Der Grieche ist dem Slaven gegenüber dadurch im Vorteil, daß er, gewöhnlich Handel treibend, sich mehr entwickelt hat als letzterer, der, hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht sich, ernährend, mit der Außenwelt wenig in Berührung kommt, während der Grieche als Küstenbewohner stets im Verkehr mit Fremden steht.

Bei der Beurteilung des griechischen Volkscharakters darf man nie vergessen, daß Griechenland im Laufe der Jahrhunderte mehrmals die Herren gewechselt hat. Zuerst kam Philipp und Alexander mit den Mazedoniern, es folgte die Eroberung durch die Römer, die Einfälle slavischer Völkerschaften nach der Teilung des römischen Reiches, endlich die Unterjochung durch die Türkei. Alle diese in Sitte, Charakter und Sprache so verschiedenen Völker haben gewisse Spuren zurückgelassen, ohne jedoch den ursprünglichen Volkscharakter ganz zu verwischen. Die lange festgehaltene Anschauung, daß die Griechen nur verkleidete Slaven seien, haben verschiedene hervorragende Gelehrte gründlich widerlegt und in ihren Schriften über Sitte, Ursprung und Sagen der Neugriechen den Zusammenhang von Alt- und Neugriechen zweifellos gemacht. Und wenn es keinen anderen Beweis für die Gleichheit der alten Hellenen und der Neugriechen gäbe, so würde allein schon eins genügen, um letztere als echte Nachkommen derer zu erkennen, die vor mehr als zweitausend Jahren in der Volksversammlung das große Wort führten: ihr in politischen Dingen unruhiger Geist und die Leidenschaft, mit der sich arm und reich, alt und jung, Bürger und Soldat mit Politik beschäftigt. „Fünf Griechen, sechs Meinungen", sagt ein nationales Sprichwort, und in der Tat haben sich die Griechen bis zum heutigen Tage jene Zungenfertigkeit bewahrt, die sie schon unter den Mauern Trojas an den Tag legten. Auch die Verschlagenheit, List, Gewandtheit und Verstellungskunst, die man den Neugriechen nachsagt, und gewöhnlich dem Türkendruck und Slavenjoch zuschreibt, war nach Homers Zeugnis schon den alten Hellenen in hohem Grade eigen.

Das Gebiet der Serben umfaßt den ganzen Nordwesten des Landes, die Striche zwischen Unna, Save, Donau und dem dalmatinischen Küstenlande. Es ist das Gebiet, das als Montenegro, Herzegowina, Bosnien und Serbien auf unsern Karten erscheint. Aber nur ein Teil des serbischen Volkes bewohnt das heutige Königsreich Serbien, ein größerer wohnt auf österreichisch-ungarischem Gebiet. Denn die Kroaten, Dalmatiner, Slavonier und Bosniaken sind desselben Stammes, wie ihre Brüder im Königreich Serbien, und nur religiöse Unterschiede walten hier ob, da letztere der griechischen, die österreichischen meist der römischen Kirche angehören. Die serbische Geschichte ist nicht ohne glänzende Momente. Bald mit dem benachbarten Bulgarien, bald mit dem griechischen Reiche kämpfte das Volk um seine Freiheit, bis ihm mit Stefan Nemanja eine bessere Zeit anbrach. Von den Nachfolgern dieses Herrschers erwarb sich den meisten Ruhm Stefan Duschan, „der Gewaltige," der sich Zar nannte, Mazedonien und Thessalien eroberte, Bulgarien unterwarf und den Griechen viele Drangsale bereitete. Nach seinem Tode begann Serbiens Verfall, und der mutige Zar Lazar fiel, als er sich mit seinen Nachbarn der anstürmenden Türkenmacht auf dem Amselfelde entgegenwarf, als letzter der Serbenzaren. Die Zeit der Knechtschaft folgte und dauerte bis in den Beginn des vorigen Jahrhunderts, als die Freiheitskriege begannen, die zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit Serbiens führten. Eine ähnliche Rolle wie Serbien spielte das kleine Montenegro. So bezeichnen es die Italiener, die Bewohner selbst aber nennen es Tschernagora, Schwarze Berge. Es ist ein wildes, etwa 8433 Quadratkilometer großes Gebirgsland mit 250,000 Bewohnern, fast durchweg Serben, die unter ihrer angestammten Fürstenfamilie sich die Unabhängigkeit von den Türken zu bewahren wußten und seit Jahrhunderten mit diesen in ständigen Kämpfen liegen, die den Charakter roher Raubzüge tragen. Montenegro ist seit den Tagen Peters des Großen eng mit dem stamm- und religionsverwandten Rußland verbunden, unter dessen Schutz es sich bereits 1710 stellte.

Die Albanesen oder Arnauten — sie selbst nennen sich Skipetaren, d. h. Söhne des Adlers — sind wahrscheinlich der älteste unter den Volksstämmen der Balkanhalbinsel. Die Forschungen der neuesten Zeit lassen kaum einen Zweifel darüber zu, daß man in ihnen die Abkömmlinge jener Pelasger zu suchen hat, die, wenn auch nicht die Urbevölkerung, so doch die in vorhistorischer Zeit eingewanderten ältesten Bewohner von Hellas bildeten. Bekanntlich wurden die Pelasger durch die ionische und dorische Einwanderung aus ihren Sitzen verdrängt und zogen sich nordwärts in die wilde Gebirgslandschaft zurück, die jenseits des Sinus Ambrakitus zwischen der Pindukette und dem Meere gelegen ist. Dort vermochten sie durch viele Jahrhunderte ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Sie bewahrten ihre Eigenart, indem sie jede Vermischung mit fremden Volkselementen von sich wiesen. Ethnographisch, aber ohne daß dadurch die Einheitlichkeit der Abstammung berührt wurde, zerfallen die Albanesen in zwei mundartlich verschiedene Gruppen, die Ghegen und die Tosken. Jene bewohnen das sogenannte Ober-Albanien und teilen sich in eine größere Anzahl von Stämmen. Später haben sich diese ghegischen Stämme im Wege der Aussendung von Kolonien auch auf der nordmakedonischen oder altserbischen Hochebene ausgearbeitet. Man schätzt die Gesamtziffer der Ghegen auf etwa eine Million Seelen. Die Tosken ihrerseits bewohnen Unter-Albanien, das heißt die Landschaft nach Süden bis zum Golf von Aria, und dürften ungefähr 800,000 Seelen zählen. Was die Religion betrifft, so sind unter den Albanesen drei Konfessionen vertreten, die mohammedanische, die orthodoxe und die katholische. Die große Mehrzahl des Volkes bekennt sich zum Islam.

Ebenso wie in Bosnien und in anderen Teilen der Balkanhalbinsel vollzog sich auch in Albanien bald nach der Eroberung durch die Türken ein Massenübertritt zum Islam. Bekehrungsversuche hatten dabei kaum einen Anteil, es war vielmehr das nackte materielle Interesse, das zunächst die Grundeigentümer bewog, den neuen Glauben anzunehmen, um ihre Besitzungen zu behalten. Sie bildeten fortan unter dem Namen „Begs und Agas" eine Art Feudaladel, und unter ihrem Drucke folgte später ein großer Teil ihrer Hintersaßen dem gegebenen Beispiel. Ein wichtiges Moment bildet der Umstand, daß die Teilung in drei Konfessionen das nationale Einheitsgefühl im albanischen Volke niemals zu zerstören vermocht hat. Bei allen andern Völkern der Halbinsel bildete von alterher das religiöse Bekenntnis das Unterscheidungsmerkmal. Das albanische Volk ist das einzige, bei dem dies nicht der Fall ist. Nach außen hin haben die Albanesen immer zusammengehalten, sobald es sich um die Bewahrung ihrer nationalen Eigenart und um die Verteidigung ihrer Unabhängigkeit handelte. Als Skanderbeg-Castriota im 12. Jahrhundert sich 21 Jahre lang siegreich der türkischen Invasion erwehrte, haben in den zahlreichen Schlachten, die er gegen die Osmanen schlug, die orthodoxen und katholischen Albanesen Schulter an Schulter gefochten. Und als im Anfang des vorigen Jahrhunderts Mustapha Pascha in Skutari und Ali Pascha in Janina lange Zeit hindurch ihre Unabhängigkeit von Konstantinopel zu behaupten wußten, hat die mohammedanische Bevölkerung nicht weniger fest zu ihnen gestanden als die christliche.

Die Rumänen endlich sind nach Süden zu einer fast völligen Abrundung gelangt. Es wohnen südlich von der Donau höchstens noch 200,000 Rumänen. Unter solchen Verhältnissen scheidet daher Rumänien aus dem Nationalitätenstreit der Balkanhalbinsel so ziemlich aus.

Der Heiratsspekulant.

Er ist ein dicker, behäbiger Pariser Kaufmann, der sich mit seinen Kolonialwaren ein Vermögen gemacht und dann zur Ruhe gesetzt hat. Auf Festen und Soireen sieht man ihn stets mit seinen drei Töchtern, die er gern in einem „bourgeoisen" Milieu verheiraten möchte. „Sehen Sie," meinte er vor kurzem zu einem jungen Mann, der ganz die Allüren eines ernsthaften Bewerbers zeigte, „Charlotte hat eine höhere Bildung bekommen und ist eben 23 Jahre alt geworden. Der gebe ich 50,000 Franken mit in die Ehe. Marie ist 32 Jahre, die bekommt 80,000 und Josephine, die 40 Frühlinge hinter sich hat, erhält 100,000 Franken." Worauf der junge Mann aufs höchste interessiert mit sanfter Stimme die Frage stellt: „Hätten Sie nicht vielleicht eine, die nahe an hundert ist?" ...

— **Die bösen Fremdwörter.** Herr: „Hat denn Ihr Sohn während des dreijährigen Besuches des Schnellkursus für französische Sprache viel gelernt?" — Frau (wichtig): „O ja! Er spricht jetzt ganz defekt französisch!"

Der Dreizehnte.

Humoreske von Rudolf Ratwocki.

Mit unermüdlichem Drängen suchte Frau Bräsicke ihren Mann dahin zu bringen, daß er sich zur Ruhe setze.

Sie hatte ihre Gründe dafür.

„Als Rentjöh spielste 'ne janz and're Rolle, Fritzeken!" schmeichelte sie. „Hast et am Ende doch ooch jar nich nötich, bis in alle Ewichkeit hinter'n Ladentisch zu stehen un jeden Fatzke een halbes Pfund Gehacktes oder 'n paar Knobländer zu verkoofen. Daderfür sind wir uns denn doch zu jut. Un wozu haste denn det viele Jeld uff de Bank, wenn de Dir für Deinen Lebensabend nich wat Jutet jönnen willst....

Un denn de Frida! Mit de feine Bildung, die wir ihr haben lernen lassen, is et ihr doch scharnierlich, in diese Umjebung zu leben. Für 'n jewöhnlichen Stand haben wir se nu doch einmal nich erzogen, und wat Feinet traut sich ja in diese olle Fettbude nich rin....!"

So lag Frau Bräsicke ihrem Manne tagtäglich in den Ohren, bis sie ihr Ziel erreicht hatte. Das Geschäft wurde verkauft, und der bisherige Schlächtermeister erwarb eines der schönsten Häuser der Stadt. Hier lebte er nun als Rentier und Hausbesitzer einen schönen Tag, wie seine Frau ihm einzureden suchte....

Anfangs wußte Fritz Bräsicke nicht recht, was er mit seiner Zeit anfangen sollte. Er war eben zur Arbeit geboren und erzogen worden, und so einen Tag wie den anderen im Nichtstun herumzulungern, das ging ihm denn doch auf die Dauer allzu sehr gegen die Natur. Gutmütig wie er war, ließ er sich von seiner Frau in Theater, Konzerte, ja sogar in die literarischen Abende der „Klause" schleppen, aber Gefallen fand er an seiner jetzigen Lebensweise nicht. Es gab Tage, an denen er mißmutig umherschlich und Essen und Trinken verschmähte....

Er fiel ordentlich ab und bekam ein krankhaftes Aussehen. Der Doktor meinte, der Mangel einer geregelten Tätigkeit wäre Schuld daran — es müßte für entsprechende Beschäftigung gesorgt werden.

„Wie wär's, Herr Bräsicke, wenn Sie täglich eine Stunde Holz hackten oder fägten?" schlug der Arzt vor. „Das bringt das Blut in Wallung und lenkt die Gedanken ab...."

„Natürlich mußt De Dir Bewegung machen, Fritzeken," sekundierte Frau Bräsicke eifrig. „Et wird Dir jewiß jut duhn, wenn De mir alle Dage in'n Keller so'n bisten Brennholz für de Küche kleinhacken tätst."

„Oder wie wär's, wenn Sie sich eine Hobelbank aufstellten und täglich ein paar Stündchen daran hantierten?" meinte der Doktor.

„Dat wär't Schlecht'ste noch nich," pflichtete Frau Bräsicke bei. „Wenn't für de Gesundheit is, Fritzeken —"

„Warum nich lieber gleich Steine auf den Bau schleppen!" brauste Fritz Bräsicke geärgert auf. „Darum bin ick doch nich Rentjöh un Hausbesitzer jeworden, wenn ick mir so'n Hundeleben inrichten soll.... Arbeiten, jewiß, det will ick, ordentlich arbeiten, wenn't sein muß, aber —"

„Ja, dann ist Ihnen nicht zu helfen, Herr Bräsicke, und ich stehe für nichts —" Damit empfahl sich der Doktor.

„Jeh' spazieren, Alter! Besuch' Deine Freinde! Klopp ab un zu mal 'n ordentlichen Skat, oder leiste Dir sonst wat Jutet, damit De endlich bald wieder 'n anderes Gesicht ufsteckst," drängte Frau Bräsicke.

Es verschlug alles nichts.

Das Einzige, woran Fritz Bräsicke noch einigermaßen Vergnügen hatte, bestand darin, daß er sich öfter, ohne daß seine Frau eine Ahnung davon hatte, stundenlang auf dem — Viehhofe herumtrieb. Seine Laune und sein Aussehen verschlimmerten sich von Tag zu Tag.

Da kam sein Geburtstag heran.

Ohne sein Vorwissen hatte Frau Bräsicke für den Abend einige gute Freunde eingeladen. Sie wollte wieder einmal, wie in früheren Zeiten, ein großartiges Eisbeinessen geben. Die Ueberraschung mußte ihren Mann aufheitern, ihn aus seiner Lethargie reißen....

Insgeheim richtete sie alles dazu her. Gegen Abend schickte sie ihren Mann auf kurze Zeit fort. „Daß De mir aber ja zum Abendbrot wieder da bist, Männe!" rief sie ihm nach. Sie wollte ihn bei seiner Rückkehr ganz unvermittelt in die Mitte seiner Freunde und die in althergebrachter Weise hergerichtete Tafel führen.

Bald kamen die ersten Gäste.

Schnell überflog sie noch einmal das Tischarrangement. Zu ihrem Entsetzen bemerkte sie erst jetzt, daß — dreizehn Gedecke auflagen!

„Herrjott! Da stirbt ja einer!" murmelte sie bestürzt. „Wenn't nur nich Bräsicke selbst is. Er kommt mir jetzt immer so miesepetrich vor!"

Ein namenloses Angstgefühl packte sie. Was tun? Eine Absage ließ sich auf keinen Fall mehr anbringen. Jemand so ohne weiteres von der Straße hereinzunötigen, war doch auch nicht gut möglich. Es war zum Verzweifeln.

Wieder kamen einige Gäste. Sie empfing sie wie geistesabwesend.

Da kam ihr ein Gedanke. Der Musiker im vierten Stock! Dem Manne ging's nicht allzu gut. Wenn sie den einlud — der nähme gewiß gerne an....

Rasch schickte sie nach oben.

Wenige Minuten später kam der Musiker. Frau Bräsicke atmete erleichtert auf. Nun waren es wenigstens vierzehn Herren! Das Unheil war abgewendet.

Wenn nur ihr Mann schon da wäre!

Während sie noch mit dem Musiker plauderte, klingelte es.

Sie öffnete.

Der Lehrbursche von Raschkes war es. „Der Meester könne nich kommen. Seine Braut aus Weißensee is mit ihrer Mutter da, un er muß mit se ins Theater," meldete er.

Frau Bräsicke war es, als hörte sie ihr Todesurteil. Trotz des Musikers, den sie sich nun unnötigerweise aufgehalst hatte, blieb es nun doch bei der Unglückszahl der Tischgäste.

Und jeden Augenblick mußte ihr Mann kommen! Dann war er der Dreizehnte!

Eine Todesangst überfiel sie.

Der Musiker mußte wieder fort! Das war die einzige Rettung. Aber wie sollte sie es anfangen, ihn zum Rückzuge zu bewegen?

Sie nahm sich ein Herz und teilte ihm ihre Verlegenheit mit.

„Na, dem Unglück ist ja leicht abzuhelfen, Frau Bräsicke," meinte dieser ein wenig verletzt, zog aber dennoch ein süßsaures Lächeln, denn es wurmte ihn doch gewaltig, an dem gewiß lukullischen Mahl nicht teilnehmen zu sollen. „Ich drück' mich einfach wieder," sagte er und wandte sich zum Gehen.

„Ach, wenn Se so jut sein wollten, Herr Dreier," bat sie mit verlegenem Lächeln. „Et soll Ihr Schade nich sind. Ich pack' Ihnen 'n schönet Häppken in, det nehmen Se sich mit nach oben —"

„Nee, nee, lassen Se doch man, Frau Bräsicke," wehrte der Musiker versöhnt ab.

„Ach wat, Se waren nu doch mal injeladen —"

Sie drückte ihm eine gehäufte Schüssel voll der schönsten Eisbeine in die Hand und schob ihn halb und halb zur Tür hinaus.

„Jott sei Dank, dat wär' besorcht," rang es sich erlösend von ihrer Brust, und zufrieden mit der glücklichen Wendung der Dinge eilte sie hinein zu ihren Gästen, die sich bereits Bräsickes wegen beunruhigten.

Von neuem ertönte die Flurglocke. Das mußte Bräsicke sein. Sie stürzte hinaus.

Herr — Raschke war's! Erschrokken prallte Frau Bräsicke zurück. Es fehlte nicht viel, so hätte sie ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen. Nun war alles wieder auf dem alten Fleck! Wenn ihr Mann nun kam, war er trotz aller ihrer Versuche, es zu hindern, der — Dreizehnte! Es überlief sie eisigkalt....

Meister Raschke achtete nicht auf ihr sonderbares Wesen. Als ob er auf ein Wort der Anerkennung rechnete, mit so strahlender Miene berichtete er, daß es ihm doch noch gelungen sei, sich frei zu machen. Seine Damen hätten sich bewegen lassen, allein das Theater zu besuchen. Er habe nur die Verpflichtung übernommen, sie von dort abzuholen. Auf diese Weise sei es ihm möglich, an dem fidelen Abend teilzunehmen. Denn fidel mußte es werden, dafür würden er und seine Freunde schon sorgen.

Frau Bräsicke war anderer Meinung. Die Angst drückte ihr fast das Herz ab. Ohne recht zu wissen, was sie tat, nötigte sie Herrn Raschke, näher zu treten. Währenddessen überlegte sie, ob sie nicht den Musiker wieder holen lassen sollte.

Da stampfte es die Treppe hinauf. Diesmal war's wirklich Fritz Bräsicke. Sie flog ihm, ganz gegen ihre Art, mit stürmischer Hast entgegen und warf sich ihm wortlos an die Brust. Er war ja doch, trotz aller ihrer Vorkehrungen, der Dreizehnte und als solcher dem Schicksal verfallen....

Fritz Bräsicke war ordentlich gerührt von so viel Zärtlichkeit. Na ja, es war ja Geburtstag heute! Daher dies überwallende Gefühl! Er war merkwürdig aufgeräumt. Frau Bräsicke kannte ihn nicht wieder, als sie ihn bei Tisch beobachtete. Seine Ausgelassenheit war ihr geradezu beängstigend. Das war gewiß schon ein Vorbote seines nahen Todes....

Sie war den ganzen Abend mit rührender Zärtlichkeit um ihn besorgt. Oft mußte sie sich abwenden, um heimlich eine Träne aus den Augen zu wischen. Er war doch immer ein so guter Mann gewesen!

* * *

Der Abend war in ausgezeichneter Weise verlaufen. Die Gäste hatten sich entfernt. In der guten Stube saßen Bräsicke und Frau in traulichem Geplauder.

Das heißt, eigentlich führte Bräsicke das Wort allein. Seine Frau lehnte sich, dicht an ihn geschmiegt, wie er's seit Jahren kaum mehr gesehen, das Herz zum Brechen schwer, wortlos an seine Brust.

Nach längerem Schweigen richtete sie, mühsam ihren Kummer verbergend, die Frage an ihn, ob er sich noch recht glücklich fühle. Eigentlich meinte sie gesund, wagte es jedoch nicht auszusprechen.

„Warum soll ich nich glücklich sind?"

„Na, haste jar keinen Wunsch nich, Fritzeken?"

Er sah sie groß an. Wenn er den Augenblick wahrnahm. Er zögerte.

„Wenn't nach mir jinge," begann er diplomatisch.

„Siehste, Fritzeken, Du bist nich jlücklich! Jedacht hab' ick mir woll, daß Dir wat fehlt —"

Aus ihren Worten sprach eine ihm völlig unverständliche und unbegreifliche Angst.

„Sag' doch man bloß.... Wat an mir is, Fritzeken, ick will ja jern alles duhn." Sie streichelte ihm zärtlich die Wangen.

Fritz Bräsicke räusperte sich einige Male. Er kämpfte mit einem Entschluß. Endlich sagte er, wie um sich Mut zu machen und jeden Widerspruch im Keime zu ersticken, in barschem Tone: „Na ja, wenn't durchaus wissen willst, ich hab' die Geschichte hier jründlich satt. Ich dank' for so'n Leben...."

Frau Bräsicke zuckte schmerzlich zusammen. Er hatte also richtig schon eine Todesahnung. O Gott, wenn sie ihm doch nur noch irgend eine Freude machen könnte!

„Aber, Fritzeken," redete sie ihm gut zu, „wenn Dir det Leben so nich paßt, na, denn richt' et Dir doch anners in! Wie sollt's denn sind, he?"

„Wie't frieher war!"

Fast schrie er die Worte heraus. Er wartete, daß infolge dieser Erklärung die Milde und Nachgiebigkeit seiner Frau schwinden, ihre Zärtlichkeit sich ins Gegenteil verwandeln würde.

Das geschah nicht.

„Du möchst also wieder in't Jeschäft?" Die Frage klang sanft und nachgiebig.

„Ja, Mutter, und...."

Er wollte ihr sagen, daß er hinter ihrem Rücken bereits Schritte getan hätte und fest entschlossen gewesen sei, sich dem alten liebgewordenen Berufe wieder zuzuwenden. Er sprach es nicht aus. Warum gleich mit der Tür ins Haus fallen? Allmählich wollte er sie vorbereiten, denn er wußte, wie wenig ihr daran gelegen war, die Frau Meisterin zu spielen. Sein Erstaunen war grenzenlos, als seine Frau erwiderte:

„Na, wenn Du meinst, Fritzeken, dat De Dir in Deine jewohnte Beschäftigung jlücklicher fühlen würdest — meinethalben, mach'd wie De denkst, ick vor mein Teil bin janz mit einverstanden."

Er riß sie stürmisch an sich.

„Mutterken, det is dat schönste Jeburtstagsgeschenk, das De mir machen kannst!" rief er jubelnd aus. „Nu werd' ick wieder 'n Mensch, 'n richtiger Mensch, Mutterken. Nu sollste mal sehn, det ick ooch als Fleischermeester 'ne Rolle spielen wer'.... Herrjeh, Mutterken, ick leb' ordentlich wieder uff...."

Sie nickte mit einem gezwungenen Lächeln. Tiefes Weh saß ihr im Herzen, denn sie wußte es besser....

Ohne Verzug richtete Bräsicke im eigenen Hause sein Geschäft ein und ging bald wieder mit gewohnter Tüchtigkeit seinem Berufe nach.

Seine Frau umgab ihn mit so viel Liebe und rührender Fürsorge, daß er wirklich wieder recht auflebte.

Jahre vergingen.

Bräsicke spielte längst eine Rolle. Er war Stadtverordneter, Waisenrat und Kirchenältester. „Na, mehr kann man von mir doch nich verlangen!" meinte er stolz.

Frida war nun doch die Frau eines besseren Beamten geworden, der sich im Hinblick auf die beträchtliche Mitgift ohne Nasenrümpfen in die „olle Fettbude" getraut hatte.

Frau Bräsicke hatte über das alles so ihre eigenen Gedanken. „Wer weiß, wie't noch jekommen wär', wenn ick damals nich nachjejeben hätte..." meinte sie, „er war doch nu mal — der Dreizehnte!"

Der schottische Geiz.

Die Schotten sind durch ihre Hartnäckigkeit ebenso bekannt, wie durch ihren Geiz. In einer kleinen Stadt in Schottland hatte ein Straßenprediger unter den Neckereien und Störungen des Mobs zu leiden und wandte sich an einen Polizisten, daß er die feindlichen Elemente vertreiben möge.

„Das wäre einigermaßen schwierig — meinte der Polizist — da man einen so großen Menschenhaufen nicht leicht auseinander treiben kann. Aber ich wüßte, was ich an Ihrer Stelle täte."

„Nun, was denn?"

„Ich würde mit dem Hut sammeln gehen; Sie würden sich wundern, wie rasch der Mob sich verziehen würde."

— **Eine andere Sache.** Pfarrer: „Schau, Sepp, wie kannst Du Dich nur so betrinken! Selbst das liebe Vieh weiß, wenn es sauft, wann es aufhören soll!"

Sepp: „Ja, Herr Pfarrer, wenn ich Wasser trink', nacha weiß ich auch, wann i aufhör'n soll!"

Sinniges Denkmal.

Wird für den Marconi-Telegraphisten der „Titanic" in England errichtet.

Dem heldenhaften Marconitelegraphisten der „Titanic", J. G. Phillips, soll in seiner Vaterstadt Godalming in England ein Denkmal errichtet werden. Dieses Denkmal wird sehr stark von den traditionellen Formen pietätvollen Gedenkens abweichen und bedeutet einen großen Fortschritt im Vergleich zum üblichen schablonenhaften Standbild oder zur banalen Herme, zu der das fröhliche junge Antlitz des heldenmütigen Toten auch nicht recht passen würde. Das Denkmal wird ein Arkadengang sein, mit einem kleinen Garten in der Mitte und regen- und windgeschützten Sitzplätzen. Durch die äußeren Arkaden bleibt der Ausblick in eine besonders schöne Gegend frei, und ein kleiner Trinkbrunnen wird den praktischen Wert der kleinen Anlage erhöhen.

Gewöhnlich, so schreiben die „Times" bei dieser Gelegenheit, wählt man bei einem öffentlichen Denkmal nur zwischen einer Statue und einem Brunnen, und niemand fragt danach, ob das geringste Verlangen nach irgendeinem von beiden vorhanden sei. In den größeren Städten zieht man meist Statuen vor, da man sie für künstlerischer hält; und alles, was man von ihnen verlangt, ist, daß sie einigermaßen einem menschlichen Wesen gleichen, das in tiefsinnigen Betrachtungen über nichts dasitzt oder eine beredte Ansprache an niemanden hält. Wird ein Brunnen errichtet, so trinkt gewöhnlich kein Mensch daraus, und ist es eine Statue, so blickt sie keiner an. Die Stadt aber fühlt, daß sie ihre Pflicht gegen sich selbst und ihre werten Bürger erfüllt und die „Kunst" gefördert hat. In Frankreich, dessen große Armee von Statuen in rascher Zunahme begriffen ist, werden sie gewöhnlich von einer besonderen Klasse von Bildhauern angefertigt, die ausschließlich zu diesem Zwecke zu leben scheinen. Aus irgendeinem geheimnisvollen Grunde werden sie, und nicht die wirklichen Künstler, von den Behörden begünstigt, und ihr „Geschäft" vererbt sich oft vom Vater auf den Sohn, ganz als wären es Kaufleute oder Börsenmakler. In England ist die Produktion derartiger „Kunstwerke" nicht so gründlich organisiert, weil die Nachfrage geringer ist. Doch auch hier gibt es Bildhauer, die vom öffentlichen Pflichtgefühl leben und die Konterfeis von „großen" Menschen, ob tot oder lebendig, mit allem nötigen allegorischen Beiwerk liefern, auch wenn sie sie nie gesehen, ja selbst nie von ihnen gehört haben, ehe sie den Auftrag erhielten, deren Tugenden zu verherrlichen.

Ein großer, phantasievoller Künstler, der in voller Freiheit arbeitet, kann sehr wohl seine Kunst in der Statue eines großen Mannes ausleben, der auf seine Phantasie Eindruck macht. Rodin tat es in seinem „Balzac", mit dem Resultat, daß sein Werk zurückgewiesen wurde. Denn seine Auftraggeber erwarteten ein menschliches Wesen, das plausiblerweise „Balzac" genannt werden konnte, während er, der nicht vorgab, Balzacs äußere Erscheinung zu kennen, eine Gestalt schuf, die seine eigene Vorstellung vom Genie Balzacs ausdrückte. „Bei unseren Denkmälern", meinen die „Times", erwartet niemand ernstlich, daß sie für irgend jemand eine Quelle des Interesses oder der Freude seien. Doch ein Denkmal verdient seinen Namen nicht, wenn jeder es so rasch als möglich zu vergessen trachtet, nachdem es enthüllt worden ist. In Godalming hat man all dies erwogen; jene Wandelhalle wird benützt, nicht vergessen werden."

— **Zu einer erregten Auseinandersetzung** kam es auf der Kurpromenade in Meran. Graf v. Holnstein, erbliches Mitglied des Reichsrats der Krone Bayerns und Rittmeister der Reserve, versetzte dem ersten Gatten seiner Gemahlin, dem Rittmeister der Reserve, Günther v. Puttkamer einige schallende Ohrfeigen. Die Vorgeschichte dieser Affäre ist folgende: Herr v. Puttkamer hatte seine frühere Frau, die jetzige Gräfin Holnstein, in schwerster Weise beleidigt. Graf Holnstein forderte darauf Herrn v. Puttkamer und übergab die Angelegenheit dem militärischen Ehrenrat. Hier konnte aber der Graf keine Genugtuung erhalten, weil Herrr v. Puttkamer sein Ehrenwort gab, daß er die schweren beleidigenden Ausdrücke nicht gebraucht habe. In einem zu gleicher Zeit laufenden Privatbeleidigungsprozeß gegen die Schwiegermutter des Herrn v. Puttkamer, eine Frau v. Pl., war jedoch durch Zeugen eidlich festgestellt worden, daß Herr v. Puttkamer angeblich die ihm vorgeworfenen Beleidigungen doch ausgesprochen hate. Nachdem der Ehrenrat die vom Grafen v. Holstein vorgeschlagenen Zeugen nicht vernommen und einen ungenügenden Ausgleich vorgeschlagen hatte, wandte sich Graf Holnstein an das Militärkabinett, das indes die Berufung verwarf. Graf Holnstein entschloß sich infolgedessen, sich persönlich Herrn v. Putt-Puttkamer, auf der Kurpromenade und ohrfeigte ihn in der Erwartung, daß er sich nunmehr zum Austrag mit der Waffe stellen wird.